

MIROLOI

Miriam Köhler

Roman, gebunden, 462 Seiten

Carl Hanser Verlag, München 2019

Zur Autorin:

Karen Köhler hat Schauspiel studiert und zwölf Jahre am Theater in ihrem Beruf gearbeitet. Heute lebt sie auf St. Pauli, schreibt Theaterstücke, Drehbücher und Prosa. Ihre Theaterstücke stehen bei zahlreichen Bühnen auf dem Spielplan. 2014 erschien ihr viel beachteter Erzählungsband „Wir haben Raketen geangelt“. 2017 erhielt sie für ihren Roman „Miroloi“ (Hanser 2019) ein Grenzgänger-Stipendium der Robert-Bosch-Stiftung, 2018 das Arbeitsstipendium des Deutschen Literaturfonds. Nach Erscheinen im Jahr 2019 schaffte es der Roman sofort auf die Longlist des Deutschen Buchpreises. (Quelle: Carl Hanser Verlag)

Zum Inhalt:

Der Begriff „Miroloi“ stammt aus dem Griechischen und bezeichnet ein von Frauen gesungenes Totenlied über das Leben des Verstorbenen.

Die Protagonistin dieses Romans lebt als namenloses Findelkind auf einer abgeschiedenen Insel in einer streng patriarchalischen Gesellschaft, in der Frauen keine Rechte haben, nicht einmal lesen oder schreiben lernen dürfen. Aber auch die Frauen dieser Insel behandeln sie als Außenseiterin, als eine, die nicht zu ihnen gehört. Das Buch beginnt, als sie zum ersten Mal die ihr zugedachte Rolle durchbricht und sei es auch nur, indem sie die Ältestenfrauen, die auf dem zentralen Platz des Dorfes sitzen und ihre Missbilligung ausdrücken, mit erhobenem Kopf anschaut: „Eine nach der anderen schaue ich mir an, ganz langsam schaue ich direkt in ihre Gesichter.“

Sie begreift, dass ihr in Gedanken alles möglich ist, und beschließt: „Mein Miroloi muss ich mir selber singen, damit kann ich nicht warten, bis ich gestorben bin, sonst wird es mich nicht gegeben haben.“ Folgerichtig ist Karen Köhlers Roman nicht in Kapitel unterteilt, sondern, obwohl Prosatext, in einhundertachtundzwanzig Strophen.

Die Ich-Erzählerin verstößt im Laufe der Geschichte immer wieder gegen die Regeln dieser strengen fundamentalistischen Gesellschaft. Ihre einzige Unterstützung ist der „Bethausvater“, also so etwas wie der Pfarrer der Gemeinde, der sie als Baby auf den Stufen der Kirche im Bananenkarton ausgesetzt gefunden hat. Er bringt ihr heimlich das Alphabet, Lesen und Schreiben bei, aber auch er kann sie nur unvollkommen vor den Demütigungen und Gewalttätigkeiten der anderen Dorfbewohner schützen. Sie verliebt sich und bekommt von ihrem heimlichen Geliebten endlich einen schon lang ersehnten Vornamen, den ihr die Gesellschaft bislang verweigert und damit auch ihre Identität negiert hat. Als ihr Ziehvater stirbt, kommt es zur Katastrophe, sie wird endgültig zur Zielscheibe der Bevölkerung und kann sich dem nur durch Flucht entziehen. Ob diese gelingt, lässt der Roman offen.

Karen Köhler hat eine Gesellschaftsparabel geschrieben, die ein Plädoyer für ein selbstbestimmtes Leben und die Errungenschaften der Zivilisation darstellt. Sie tut dies in einer Sprache, die mich zutiefst berührt hat. Gleichzeitig hochpoetisch und kindlich-naiv, mit zahlreichen Wortneuschöpfungen, die das Herantasten der Protagonistin an die Schriftsprache verdeutlichen, und von einer lautmalerischen Wucht, die mich von der ersten bis zur letzten Seite dieses Buches gefangen genommen hat.

Bärbel Meyer-Klinge
Februar/März 2021